

Biblische Zeugnisse.

28. Jahrgang

Dezember 1930

Nr. 12

Es werden Zeichen geschehen.

predigt gehalten im Universitätsgottesdienst in der Schloßkirche zu Bonn
am 7. Dezember 1930.

Von Karl Barth.

Und es werden Zeichen geschehen an der Sonne und Mond und Sternen; und auf Erden wird den Leuten bange sein, und werden zagen, und das Meer und die Wasserwogen werden brausen, und die Menschen werden verschnachten vor Furcht und vor Warten der Dinge, die kommen sollen auf Erden; denn auch der Himmel Kräfte werden sich bewegen. Und alsdann werden sie sehen des Menschen Sohn kommen in der Wolke mit großer Kraft und Herrlichkeit. Wenn aber dieses anfänget zu geschehen, so sehet auf und erhebt eure Häupter, darum daß sich eure Erlösung naht. Und er sagte ihnen ein Gleichnis: Sehet an den Feigenbaum und alle Bäume: wenn sie jetzt ausschlagen, so sehet ihr's an ihnen und merket, daß jetzt der Sommer nahe ist. Also auch ihr: wenn ihr dies Alles sehet angehen, so wisset, daß das Reich Gottes nahe ist. Wahrlich ich sage euch: dies Geschlecht wird nicht vergehen, bis daß es Alles geschehe. Himmel und Erde werden vergehen; aber meine Worte vergehen nicht. Hütet euch aber, daß eure Herzen nicht beschweret werden mit Freßen und Saufen und mit Sorgen der Nahrung und komme dieser Tag schnell über euch; denn wie ein Fallstrich wird er kommen über alle, die auf Erden wohnen. So seid nun wacker allezeit und betet, daß ihr würdig werden möget zu entsprechen diesem Allen, das geschehen soll und zu stehen vor des Menschen Sohn. Luf. 21, 25—36.

„Es werden Zeichen geschehen...“ haben wir soeben gehört und dann folgten Worte, die uns dieses Geschehen kündeten: merkwürdige Hinweise auf gewaltige Bewegungen und Veränderungen am Himmel und auf der Erde, in der Natur und in der Geschichte. Sonne,

Mond und Sterne werden daran beteiligt sein, das Meer und nicht zuletzt die Menschen mit ihrer Angst und Ratlosigkeit.

Wie sind wir eigentlich dran solchen Worten gegenüber? Wir haben sie hier in der Kirche gehört, aus der Bibel, aus dem Munde Christi selbst sogar. Aber laßt uns ehrlich sein: es ist trotzdem so, daß uns solche Worte zunächst und vor allem einfach neugierig machen. Ihr Inhalt gehört doch wohl unverkennbar in die Sphäre, die uns jeden Morgen in eigentümlicher Weise zu berühren pflegt, wenn wir nach unserer Zeitung greifen. Es ist die Welt der großen, und kleinen, mehr oder weniger unheilvollen oder doch gefährvollen, oder doch aufregenden Naturereignisse, wie wir deren gerade in diesem Jahr auffallend viele und schwere erlebt haben. Und die Welt der Verwirrungen, Umwälzungen und Bedrohungen in den menschlichen Verhältnissen, wie sie ja nun schon seit längster Zeit so ziemlich täglich ein wenig uns alle außer Atem halten. Was aus dieser Welt kommt, das macht uns zuerst neugierig. Dann vielleicht auch ängstlich oder mitleidig oder traurig oder empört: je nachdem es uns näher oder ferner, so oder so angeht. Das letzte Ende der Neugier ist doch wohl immer die Gleichgültigkeit.

Oder ist es nicht so? Was hier an Geschehnissen dieser Art angedeutet ist, das könnte ja sehr wohl heute Nachmittag oder in einer Stunde oder eben jetzt Ereignis werden. Warum nicht? Aber wie wäre es dann? Dann würde wohl Aufregung, vielleicht Entsetzen, vielleicht Wut, sich unserer bemächtigen. Hoffentlich würde es uns auch an Weisheit, Tatkraft und gegenseitiger Hilfsbereitschaft nicht ganz fehlen. Tief betroffen und erschüttert würden wir alles wie ein großes Gewitter über uns ergehen lassen. Aber jedes, auch das schmerzste Gewitter, pflegt einmal ein Ende zu haben. Und dann? Ich frage euch: was bedeutet uns heute das Unglück von Lyon? Und was die Katastrophe von Alsdorf? Und was der Untergang des englischen Luftkreuzers? Und was das Erdbeben in Südbitalien? Wir werden nicht Unwissenheit vorschützen können: Zeitung und illustrierte Zeitung, Rundfunk und Kino haben uns genau genug über alles Geschehene aufs Laufende gesetzt. Und heute? Und ist es etwa anders mit den Dingen, die uns noch näher und schwerer angingen als diese? Es sind noch nicht zwei Wochen her, da stand der Rhein in unseren Straßen. Aber was war das schließlich? Wir alle haben, um etwas ganz Großes zu nennen, die Entsetzlichkeiten des Krieges hinter uns. Einige sind sicher unter uns, die sie aus größter Nähe

mit eigenen Augen gesehen haben und die uns vielleicht Unerträglichstes erzählen könnten. Und heute? Irgend etwas von Geschehnissen wie den in unserem Text angedeuteten ist gewiß im Gesichtskreis eines jeden von uns einmal Ereignis gewesen. Und heute? Gewiß, da ist Erinnerung, vielleicht ganz tief eingegrabene — aber doch langsam verblässende Erinnerung. Gewiß, da sind Wunden, vielleicht unendlich langsam heilende, aber eben doch langsam heilende Wunden. Nach jedem solchen Geschehnis und wäre es das furchtbarste und einschneidendste, fordert eben das Leben sein Recht, auch und gerade für die Nächstbetroffenen, geschweige denn für die mehr nur als Zuschauer Beteiligten. Es wird Geschichte, es wird langsam aber sicher eine alte Geschichte, für die sich lange nicht mehr alle und mit der Zeit nur noch wenige interessieren, weil sie immer mehr zugedeckt wird von vielen neuen. Und irgend einmal, wenn auch vielleicht in fernster Zeit, wird seine Spur sicher ganz verweht sein.

Also: es könnte wohl vieles oder alles von dem hier Angedeuteten in unserer Nähe oder auch mitten unter uns Ereignis werden — es würde doch, nachdem wir den Weg von der Neugier über die Aufregung zur Gleichgültigkeit zu Ende gegangen wären, letztlich und im Grunde alles unter uns beim Alten bleiben und irgendwie weitergehen. Der Mensch ist ein zähes Wesen und läßt sich sobald nicht umwerfen. Bewegungen und Veränderungen am Himmel und auf Erden, in der Natur und in der Geschichte, sind nun einmal zeitliche Bewegungen und Veränderungen und ihre Ergebnisse für uns werden immer vergänglich sein und wenn sie uns noch so direkt und gewaltig treffen sollten. — Hätte Jesus Christus uns hier einfach von kommenden Geschehnissen dieser Art berichten wollen, dann hätte er jedenfalls von diesen Worten nicht sagen können: meine Worte vergehen nicht! Ihr Inhalt würde ja dann sicher zu Himmel und Erde gehören, von denen er selber gesagt hat: sie werden vergehen. Er hätte dann — als wie wahr sich alles von ihm Gesagte erweisen sollte — hier jedenfalls nicht ewige Worte geredet.

Aber es könnte ja sein, daß umgekehrt wir hier noch gar nicht ernstlich hingehört haben, wenn wir eben neugierig hingehört, wenn wir ihn einfach von kommenden Geschehnissen dieser Art reden gehört haben. Er sagt doch auch gar nicht: Es wird dies und das geschehen, sondern er sagt: es werden Zeichen geschehen, dieses und dieses Geschehen wird Zeichen sein. Welches Geschehen? Nun in der That das Welt-

geschehen, von dem eben die Rede war, das Geschehen, von dem die Zeitungen voll waren und sind und sein werden und dessen Augenzeugen wir je und je gewesen sind oder sein werden. Jesus hat nicht von anderen Dingen geredet als eben von denen, die sich in Natur und Geschichte vor den Augen jedes Geschlechts zugetragen haben und zutragen werden, solange die Welt Welt gewesen ist und sein wird. Er hat aber seinen Jüngern gesagt, daß eben diese Dinge Zeichen sein werden. Also wenn wir hier neugierig hören, hören wir noch gar nicht. Es geht uns nichts an, welche vergangenen oder künftigen Dinge er gemeint haben könnte: er hat keines von ihnen gemeint und alle. Es geht uns aber an, ob wir hören, daß die uns bekannten, nur zu bekannten, vor unseren Augen je und je geschehenden Dinge dieser Welt Zeichen sind.

Zeichen sind Dinge, die wichtig und beachtlich sind, nicht um des willen, was sie sind, sondern um des willen, auf was sie zeigen, was sie, indem sie sind, was sie sind, sagen. Das, sagt Jesus, das tun die großen Dinge in Natur und Geschichte, wie sie auch vor euren, auch vor unseren Augen, je und je geschehen werden. Sie werden zeigen. Sie werden etwas sagen. Sie werden Buchstaben, Wörter, Sätze sein. Wer Augen haben wird zu sehen, der wird sehen, lesen, verstehen.

Sie werden ganz klar und eindeutig zeigen, sagt er, so klar und eindeutig wie das Ausschlagen der Bäume den kommenden Frühling zeigt. Sie werden trotz ihrer Verschiedenheit untereinander einem ganz bestimmten Alphabet angehören. Sie werden nämlich alle irgendwie den Charakter der Auflösung, des Alt- und Müdewerdens, des Zu-ende-kommens haben. Es ist ein Ton, der schließlich in den Weltkatastrophen aller Art und aller Zeiten erklingt und das ist, mag er aus der Ferne oder aus der Nähe, mag er dumpf oder heller klingen, der Ton der Senje, die durchs Gras geht. „Hüte dich schöns Blümlein!“ Das steht in der Zeitung für den, der sie zu lesen weiß. Das ist der rote Faden der Naturgeschichte und der Völkergeschichte. Das ist das Alphabet, zu dem alle Zeichen gehören: Himmel und Erde werden vergehen. Noch nicht das, worauf die Zeichen zeigen, also noch nicht das, was die Buchstaben und Wörter sagen, wie ja auch das Ausschlagen der Bäume noch nicht der Frühling selber ist. Aber das sind die Zeichen und Buchstaben selber: lauter Endpunkte, Ausruf- und Fragezeichen. Man könnte auch sagen: lauter auffällige Wirbel und Beschleunigungen im Strom

eines Flußes, die dem Kundigen das Vorhandensein seines Gefälls verraten, vielleicht sogar die Nähe eines Absturzes wie der Fall des Rheins drunten im Süden.

Die Zeichen sind vor unser aller Augen. Und es sind klar und deutlich gegebene Zeichen. Aber man müßte sie zu lesen wissen. Man müßte das Alphabet kennen, zu dem sie gehören. Sonst könnte es geschehen, daß wir es gar nicht merkten, daß die Dinge, die sich vor unseren Augen abrollen, Zeichen sind und nicht bloß Anlässe, wieder und wieder jenen Weg von der Neugierde zur Gleichgültigkeit zu wandeln. Oder es könnte geschehen, daß wir das hier verwandte Alphabet mit irgend einem anderen verwechselten, chinesisch für japanisch hielten oder umgekehrt und sicher würden wir ohne das nicht sehen, was uns gezeigt wird, nicht hören, was uns gesagt ist. Das Wissen um die Dinge ist selbstverständlich; dazu brauchen wir Jesus Christus nicht. Das Wissen darum, daß die Dinge Zeichen sind, das Wissen um den Charakter der Zeichen und endlich das Wissen um das, worauf die Zeichen zeigen — das alles ist nicht selbstverständlich; dazu brauchen wir Jesus Christus. Und daran scheiden sich die Geister, scharf und unerbittlich und gänzlich, auch hier in unserer Mitte, in dieser Kirche: scheiden sie sich in Wissende und Unwissende, Sehende und Blinde, Hörende und Taube. Wir werden uns hüten, uns zum vornherein und endgültig auf diese oder jene Seite gestellt zu wägen, weder zuversichtlich zur Rechten, noch verzweifelnd zur Linken. Wir können uns ja nicht selber dahin oder dorthin stellen, sondern dahin oder dorthin werden wir gestellt. Jesus hat auch den Petrus nicht für einen solchen Wissenden gehalten, daß er nicht auch zu ihm hätte reden müssen von den Zeichen und Jesus hat auch den Judas nicht für einen solchen Unwissenden gehalten, daß er nicht auch zu ihm hätte reden wollen von den Zeichen. Er mußte sogar immer wieder reden auch zu Petrus und er wollte immer wieder reden auch zu Judas. Aber indem er es tat — und wahrlich es ist nicht anders auch hier in unserer Mitte, in dieser Kirche — indem er es tat, schieden sich die Geister und jedesmal wenn er es tut, werden sie sich scheiden bis ans Ende der Tage, sich scheiden nach seinem gerechten Gericht in Verständige und Toren, Augenommene und Verworfenene, und wird es keine noch so kühn und sorgfältig gebaute Brücke geben, die uns von hüben nach drüben bringen könnte.

Laßt mich das noch klarer machen: ich könnte in dieser Stunde

mit aller Liebe und Kunst keinen Einzigen von euch auch nur von ferne zwingend dessen überführen, daß wir töricht tun, wenn wir angeichts des Geschehens in Natur und Geschichte jenen Weg von der Neugier über die Aufregung zur Gleichgültigkeit wandeln, töricht, weil dieses Geschehen nicht nur Geschehen, sondern Zeichen ist. Denn wie sollte ich es ihm zeigen, daß hier Zeichen ist? Wer hier überhaupt keine Buchstaben sieht, sondern belanglose merkwürdige Striche und Punkte, dem wird Jesus Christus selbst die Augen aufstun oder sie werden ihm nie aufgehen. Weiter: Angenommen wir sehen, es handelt sich um Buchstaben, aber nun wäre ihr Charakter, nun wäre das Alphabet, dem sie entnommen sind, zu erkennen, nun wäre zu hören jener eine Ton in allem: der Ton der Sense, die durchs Gras geht, Himmel und Erde werden vergehen — seht, so könnte ich mit Menschen- und Engelszungen die Vergänglichkeit alles Irdischen predigen, so könnte ich das Stärkste sagen, was ich in dieser Sache zu sagen müßte: ich könnte euch an das erinnern, was nun allerdings als sicheres und unveränderliches Ergebnis aller solcher über uns hinbrausenden Weltgewitter auf dem Plane bleibt: an die jeweiligen Toten, für die das Zeichen nun sicher, ob sie es wußten und wollten oder nicht, Zeichen gewesen, und zwar dieses Zeichen, das Zeichen des Endes gewesen ist. Wenn jemand der Meinung ist, es sei doch ein ganz überflüssiger, einseitiger und übertriebener Pessimismus, das Geschehen in Natur und Menschenwelt eindeutig unter diesem Zeichen zu sehen: Himmel und Erde werden vergehen, dann wird ihm auch die beredteste Erinnerung an die Majestät des Todes, an diese anderen, die plötzlich Dahingerafften, und wären es die 10 Millionen des Weltkrieges, keines besseren belehren. Man kann auch die Majestät des Todes sehen und doch nicht sehen. Daß es hier nicht um Optimismus oder Pessimismus geht, sondern um die letzte Wirklichkeit unseres eigenen Lebens, das wird uns Jesus Christus sagen oder wir werden es nie wissen. Und wenn nun das Lesen und Verstehen der Buchstaben, das Sehen dessen, auf was diese Zeichen zeigt, erst anjinge?! Wenn es nun darauf ankäme, durch das Vergehen hindurch, nein: im Vergehen das Kommen des Unvergänglichen zu sehen, im Herbst den Frühling, in der Auflösung den Aufbau, im Nein das Ja, im Tode das Leben, im Zündergehen aller Reiche dieser Welt das nahe Reich Gottes — glaubt ihr, daß es irgend eine theologische oder philosophische oder andere Kunst gibt, um uns dieses Lesen, dieses wahrlich wunderliche

Lesen zu lehren. Seht, dieses Lesen wird Jesus Christus uns lehren, oder wir werden es nie lernen.

Wie sollte es anders sein? Was ist denn hier zu sehen und zu lesen, wenn wir sehen und lesen können? Er selbst — eben der, der uns allein sehend und verstehend machen kann für die Zeichen, der selber seine unvergänglichen Worte zu uns reden muß, damit wir hören: Himmel und Erde werden vergehen. Die Zeichen sind seine Zeichen, Zeichen seiner Zukunft, Zeichen seines Kommens.

Ihr fragt mich: aber ist er denn nicht schon gekommen? Leben wir denn nicht schon in seiner Gegenwart? Haben wir denn nicht seine unvergänglichen Worte? Haben wir nicht Kirche, Predigt, Sakrament, Glauben und Glaubensgewißheit, eine Christenheit und in dem allen die ganze Wirklichkeit seiner Gnade, Leben und volles Genügen? Feiern wir nicht alle Jahre zu Weihnacht sein schon vollbrachtes Kommen, das große, siegreiche: Immanuel! Gott mit uns! Ja, das tun wir und mit Recht. Ja, wir haben ihn. Gerade so ist er bei uns. Er ist bei uns, wie er bei uns sein kann und will inmitten des Himmels und der Erde, inmitten der Naturgeschichte und Menschengeschichte, die unter dem Gesetz des Vergehens stehen. Er ist bei uns als der, der in dieser Welt in Armut und Heißlichkeit geboren und am Kreuz als Verbrecher gestorben ist. Eben darum ist das Vergehen der Welt, ist das Zeichen des Todes sein Zeichen. Das heißt nun aber: Er ist bei uns in Verborgenheit und nicht in Öffentlichkeit, Kraft und Herrlichkeit. Er ist bei uns: eingeschlossen in das Vergehen dieser Welt und eingeschlossen in den Glauben der ihn gerade so sieht und ergreift und besitzt. Er ist dennoch bei uns: obwohl in dieser Welt alles, so weit das Auge nur reicht, vergänglich ist und obwohl wir ihn in dieser Welt nur glauben können. Aber dieses Dennoch weist über sich hinaus auf ein Darum, das uns jetzt und hier ganz ungreifbar bleibt, das wir jetzt und hier erwarten und hoffen müssen und nicht sehen und geltend machen können. Wir können keinen Staat machen mit diesem Dennoch. Wir werden, ob wir nun Christen oder Unchristen seien, Gläubige oder Ungläubige, zu dem, der da bei uns ist, immer wieder sagen müssen: Bleibe bei uns! Wir werden seine unvergänglichen Worte immer wieder neu hören müssen um ihn zu haben. Wir werden nicht übersehen können, daß unser Glaube in jedem Augenblick ein Ringen mit unserem eigenen übermächtigen Unglauben ist. Seine Offenbarung in dieser

Welt wird uns selbst immer wieder als ein logisches, und seine Auferstehung von den Toten wird uns immer wieder als ein physikalisches Absurdum erscheinen. Wir werden uns selbst immer wie ein Wunder sein, wenn wir nicht dabei stehen bleiben müssen, uns auch in unserem besten Tun als von Gott verworfen zu verstehen. Unsere Ruhe wird jetzt und hier immer Ruhe in der Unruhe sein, unsere Ordnungen bestenfalls Ordnungen in der Unordnung. Predigt und Sakrament werden in ihrer Wirklichkeit immer wieder nur zu deutlich die Gestalt, die Fragwürdigkeit und Vorläufigkeit dieser vergehenden Welt an sich tragen. Die Kirche und die Christenheit wird vor allem anderen immer wieder unter das Gesetz der Demut gestellt sein. Es wird immer ein ärgerliches, mißliches, im tiefsten Sinn unerbauliches Schauspiel sein, wenn sie das vergißt, wenn sie als öffentliche Macht sich gebärdet: sie kann das nicht sein und sie darf das nicht sein wollen. Christus ist jetzt und hier ganz und gar der, von dem es heißt: er wird nicht schreien noch rufen und seine Stimme wird man nicht hören auf den Gassen. Wer ihn nicht so haben, wer ihn nicht in seiner Verborgenheit und Niedrigkeit lieb haben will, der wird ihn gar nicht lieb haben und gar nicht haben. Und so wird es sein bis ans Ende der Tage. Die Hülle der Knechtsgestalt kann nur von ihm selbst abgestreift werden, der sie um unserer willen angenommen hat. So ist er zu uns gekommen. So ist er bei uns.

Er will und wird aber ganz anders zu uns kommen: „In der Wolke, mit großer Kraft und Herrlichkeit“ heißt es in unserem Text. Was bedeutet das? Das bedeutet nun jedenfalls: gerade nicht verborgen, sondern öffentlich, in offenkundiger Überlegenheit, nein, in offenkundiger Alleinherrschaft. So, daß man nicht an seiner Gerechtigkeit vorbeidenken kann: so daß jeder Widerspruch gegen ihn ausgeschlossen, aufgehoben, erledigt ist, so, daß es am Tage ist, daß die Vergebung die er gibt, die Bindung an unsere geringsten Brüder, in die er uns versetzt, das Opfer, zu dem er unser Leben macht, die Hoffnung, die er zum Licht unseres Lebens macht, nicht nur eine, sondern schlechterdings die einzige menschliche Lebensmöglichkeit ist, neben der es nur Nacht und Verderben gibt. So also, daß es kein Entrinnen gibt vor seinem Gericht, so, daß es für alle Menschen nur noch zweierlei gibt: entweder durch ihn in alle Ewigkeit Lügen gestraft und dem Tode verfallen, oder durch ihn in alle Ewigkeit an den Gott aller Seligkeit gebunden. So also,

daß kein Dennoch mehr vonnöten ist, sondern allein das Darum übrig bleibt. So, daß die Kirche und die Theologie, die Predigt und das Sakrament, alle diese notwendigen Gestalten seiner ersten verborgenen Gegenwart mit all ihrer Kraft und Schwachheit wirklich aus sind. So, daß auch der Glaube aus ist; denn wo Unglaube nicht mehr möglich ist, da kann auch Glaube nicht mehr notwendig sein. So, daß die Verheißung, die Adventszeit, ein für allemal aus ist. So, daß eine Weihnachtszeit anbricht, die durch kein darauffolgendes neues Jahr mit neuer Passionszeit in Frage gestellt werden kann. So also: daß alle Tränen getrocknet sind, die wir jetzt immer wieder weinen müssen, obwohl und gerade weil er bei uns ist — aller Hunger und Durst gestillt, die wir jetzt leiden, obwohl und gerade weil wir ihn haben, — alle Sorge behoben, die uns jetzt bewegt, obwohl und gerade weil er zu uns in dieser unsere Welt des Vergehens gekommen ist. Denn eben das macht uns doch erst wirklich und ernstlich traurig, hungrig und durstig und besorgt: daß auch er in dieser Welt ist, in dieser Welt verborgen ist und so verloren scheint, daß wir ihn immer wieder nur glauben können, daß das Beste, was wir jetzt haben können, Krücken sind, die uns, so froh wir ihrer sind, schmerzlich daran erinnern, daß wir krank, daß wir im Spital sind.

Es ist schon ein anderes Kommen Jesu Christi, dieses sein zweites Kommen, dieser sein zweiter Advent, „in der Wolke mit großer Kraft und Herrlichkeit.“ Es ist gesorgt dafür, daß wir diesen zweiten Advent nicht denken können, daß wir ins Stammeln geraten, wenn wir davon reden wollen, aber wie sollten wir es lassen, daran zu denken? Wie sollten wir uns an Christi erstem Advent genügen lassen? Wie sollten wir den ersten Advent begriffen haben ohne uns mit allen Fasern nach diesem zweiten Advent auszustrecken? Wie sollte nicht alle äußere und innere Ruhe, Sicherheit und Geborgenheit, die wir uns jetzt und hier verschaffen, die wir jetzt und hier genießen möchten, auf- und untergehen müssen in der einen Festigkeit und Gewißheit der Hoffnung des Vollkommenen, des offenen Reiches Gottes? Eben zu dieser Hoffnung sind wir doch wiedergeboren, zu was denn sonst?

Auf dieses offenbare Reich zeigen die Zeichen. Warum? Eben weil sie alle Zeichen des Vergehens sind, des Vergehens des Vergänglichen, das jetzt und hier die Hülle dieses Reiches ist. Wer von Jesus Christus sehend gemacht und gelehrt ist, der sieht nicht das Ver-

gehen der Welt, sondern im Vergehen der Welt das Kreuz Christi und das Kreuz Christi als die Verheißung seiner Auferstehung und seine Auferstehung als die Verheißung seiner Alleinherrschaft, seines Kommens „in der Wolke mit großer Kraft und Herrlichkeit“. Freilich nichts, gar nichts wird hier selbstverständlich, alles wird hier Geschenk und Gnade sein. Wer von Jesus Christus sehend gemacht und gelehrt ist, der erst empfindet es ja als ein großes unauslöschliches Leid, daß unsere Welt eine Welt des Vergehens ist. Er erst weiß etwas von wirklicher Wehmut angefrühts der Abendröte, in die unsere schöne Welt getaucht ist, angefrühts des Gerichts, dem sie entgeneilt, angefrühts des großen Wandels, dem sie unterworfen ist. Ist sie nicht die Welt, in die Jesus Christus gekommen ist? Sollte hier nichts zu retten, nichts zu sichern sein? Sollte Christus und sollten wir mit ihm wirklich ganz dem Tode preisgegeben sein? Sollte es sich nicht lohnen, sich an das Vergehende, solange es noch nicht vergangen ist, anzupaugen mit klammernden Organen? Es ist merkwürdig, aber es ist so: es mußte gerade den Jüngern Jesu gesagt werden: Sehet auf und erhebt eure Häupter! Und das andere: Hütet euch, daß eure Herzen nicht beschwert werden mit Fressen und Saufen und mit Sorgen der Nahrung! Es braucht schon den Glauben an Jesus Christus, damit uns beides, die Traurigkeit und die Lust dieser vergehenden Welt zu einer ernstern Versuchung werde. Wer nicht glaubt, hat es auch in dieser Beziehung leichter und einfacher. Wer glaubt und er allein, hat Grund zur Welt Ja zu sagen, weil sie die Welt ist, in der der Stall von Bethlehem stand, über dem die Engel ihr Gloria gesungen haben. Aber er hört ja auch den Aufruf und die Warnung. Er sieht und liest die Zeichen und wird endlich und zuletzt nicht irre, auch nicht in dieser, der satanischen Versuchung. Nicht als ob er etwas hätte, was ihm nicht gegeben wäre und immer aufs neue gegeben werden müßte. Gerade den Jüngern, gerade den glaubenden Menschen ist gesagt: „Betet, daß ihr würdig werden möget zu entfliehen diesem allen, das geschehen soll und zu stehen vor des Menschen Sohn.“ Also wahrlich: sie sind dessen nicht an sich selber würdig, hier zu entfliehen und dort zu stehen. Und sie werden nicht einmal meinen, es mit ihrem Beten schaffen zu können. Sie sehen aber indem sie glauben und beten, das Kreuz Christi, den wirklich dem Tode preisgegebenen Herrn der Herrlichkeit und können darum die Hoffnung nicht verraten und wenn sie sie tausendmal verleugnen würden. Weil sie ihn als den Gefreuzigten kennen, darum

sind sie ganz in die Hoffnung geworfen. Sie werden wohl immer wieder nach rückwärts entrinnen wollen, immer wieder als die Hoffnungslosen erfunden werden. Aber er bleibt, der er ist, und kann von den Seinen nicht lassen. Sie können wohl ausbrechen wollen, aber sie werden den Kiegel geschoben finden und ihnen wird nichts übrig bleiben, als auf Erlösung zu warten, auf des Menschen Sohn, kommend „in der Wolke mit großer Kraft und Herrlichkeit“. Gelobt sei Gott, daß er auch darin, daß er uns nicht fallen läßt, wo wir fallen, ein unbeweglicher Gott ist.

Blind und doch sehend, sehend und doch blind in die Ewigkeit hinein.

(Ein Gedankengang, der in die Betrachtung von Joh. 9 auslief.)

Man soll nicht leichtthin alle Menschen für so dumm ansehen, wie dumm sie auch sind. Man irrt sich da immer wieder, denn es ist keiner so dumm, daß er es nicht zuletzt merkte, und das ist dann nicht nur empfindlich für ihn, sondern auch peinlich für uns. Aber man kann ruhig alle Menschen für so eitel nehmen, daß sie es nicht merken. Einfach weil sie es nicht sehen, vielweniger glauben wollen. Rechnet man darum mit der Dummheit der Menschen, so kann man sich sehr böse verrechnen. Denn wenn auch die Dummen, wie man sagt, nicht alle werden, so ist der Dumme hernach doch oft klüger als wir selbst. Rechnet man aber mit der Eitelkeit des Menschen, so wird man immer recht behalten. Immer, und das nicht nur bei den gewöhnlichen Sterblichen, sondern auch bei ihren „Göttern“ — so heißen ja in der Schrift die Richter der Menschenkinder und ihre Gewaltigen (siehe 2. Mose 22, 7. 8. 22 und 5. Mose 1, 17). Nur bei einem nicht. Bei einem wird man sich verrechnet haben, immer, total; nämlich bei dem, der über alle Götter war und ist, der ganz andere als alle vergötterten Menschen, das ist Gottes Sohn (siehe Joh. 10, 34—36).

Ach, die Götter, unsere Menschengötter, und nun gar unsere Gott-Gleichheit und Majestät! Kämpfen nach dem bekannten Dichterwort mit der Dummheit Götter selbst vergebens, so kämpfen sie erst recht vergebens gegen die Eitelkeit, denn sie sind die Eitelkeit selbst und kämpfen dagegen überhaupt nicht, aus — Eitelkeit. Dummheit kämpft wohl noch gegen ihre Dummheit an, aber nicht die Eitelkeit gegen die Eitelkeit. Sie kämpft überhaupt nicht, oder es ist ein Kampf in lauter Spiegelfechtereier und Luststreichern. Wie eitel ist doch alles unter Menschenkindern, so eitel und Haschen nach Wind, wie es im Prediger Salomo geschrieben steht.